

nen zwischen Religionen, Kirchen, Nationalitäten und ethnischen Gruppen, Frauen und Männern, jung und alt die wirksamste Auswirkung dieser 2. Europäischen Ökumenischen Versammlung sein würde. An uns wird es liegen, diese hoffnungsvollen Erwartungen in die Tat umzusetzen. Es wird nicht immer leicht sein, Versöhnung im Alltag zu praktizieren. Wir sollten aber, wenn Europa für uns auch in Zukunft unsere gemeinsame geistige Heimat sein soll und wir uns als Teil einer großen gemeinsamen Welt verstehen wollen, getrost versuchen, diese Gabe Gottes, die Quelle neuen Lebens auszuschöpfen und dankbar anzunehmen.

Predigt

[nein]

Marie-Louise Gubler

Gegen den Strom schwimmen . . .

Zu Röm 12, 1–3 und Mt 16, 21–26

Die Welt, in der Paulus lebte, glich in mancher Beziehung der unsrigen. Das römische Imperium umfaßte den ganzen Mittelmeerraum: Die Kommunikation zwischen Ost und West, zwischen den Hafenstädten und den entlegensten Provinzen funktionierte. Das römische Soldatenheer brachte neue Ideen, Religionen, Kulturen miteinander in Berührung. Es war eine „aufgeklärte“ spätantike Hochkultur, in die die Botschaft von Jesus getragen wurde. Aber diese Welt war zutiefst krank: Die Lebensangst, die Langeweile, die Banalität einer ziellosen Lebensweise, die Hoffnungslosigkeit und Resignation einer ganzen Generation, der alle Möglichkeiten offen schienen, die Profillosigkeit einer alles tolerierenden Gesellschaft waren der „Wurm“ in allem. Wie sollte eine solche Welt das Feuer des Evangeliums verstehen? Paulus schreibt den Christen in der damaligen Hauptstadt aus Korinth etwas höchst Bedenkenswertes: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern ändert euch und werdet neu in eurem Denken“, erst dann könnt ihr überhaupt erkennen, was Gott mit dieser Welt will. Und: Wirklicher Gottesdienst ist

euer ganzes Leben, dieses Anderssein und Umdenken. Offensichtlich hatte Paulus in Athen eine schockierende, aber heilsame Erfahrung gemacht: Er hatte versucht, das Bestehende christlich zu „taufen“; den Altar für einen „unbekannten Gott“ für Christus zu beanspruchen. Es war der Versuch, Bestehendes, durchaus Akzeptables im Heidentum mit einem hohen „C“ zu überhöhen und zu sanktionieren. Der Versuch mißlang gründlich, und Paulus wurde von den gebildeten Philosophen nicht ernst genommen. Paulus hat die subtile Versuchung des Christentums erkannt, durch Anpassung Einfluß und Ansehen gewinnen zu wollen. Wenn Religion neben allen anderen Angeboten zur Lebensbewältigung angeboten wird, verliert sie ihre eigentliche Funktion, Salz und Ferment, Schärfe und Krise des Bestehenden zu sein. Fortan kannte Paulus nur mehr den Gekreuzigten: Kurzformel für die Krise des Menschen und die ganz andersartige Wirklichkeit Gottes. Auch das heutige Evangelium spricht von dieser Krise. Petrus hatte geträumt vom jüdischen Tempelstaat und seiner Wiederherstellung durch Jesus. Er, der Messias und Gottessohn sollte endlich sein Volk vom römischen Besatzungsjoch befreien. Die Gottesherrschaft, von der Jesus gesprochen hatte, würde endlich die Nation wieder groß machen und ihr den zentralen Platz für die Welt einräumen. Etwas vom neuen Glanz würde auch auf die Freunde Jesu fallen, die sich bereits um die Ehrenplätze zur Rechten und Linken Jesu stritten. Und deshalb wehrt er vehement das Leiden ab: Niemals darf das geschehen! Ja, er tadelt Jesus, überhaupt solchen Gedanken auszusprechen. Jesu Reaktion ist äußerst heftig: „Weg mit dir, Satan, geh mir aus den Augen! Du willst mich zu Fall bringen; denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen!“ Unmißverständlich sagt Jesus: Petrus, du bist ein Satan, ein „Verwirrer“, der mich – einen versuchbaren und empfindsamen Menschen wie du – zu Fall bringen will, ohne es zu wissen. Denn ich leide – mehr als ihr alle – an der Verlorenheit meines Volkes, an der Unterdrückung und den Leiden Israels. Und die Gefahr hat Jesus schon am Anfang seines Wirkens in der Versuchungssituation erkannt: Macht zu gebrauchen, um aus Steinen Brot für die Vielen zu machen und ihren Hunger materiell zu stillen; göttliche Faszination

einzusetzen, um die unstillbare Sehnsucht nach religiöser Sicherheit zu befriedigen, Gott im Sturz vom Tempel herauszufordern; mit den Mächtigen der Welt paktieren, um Einfluß und politische Macht zu bekommen. „Wenn du der Sohn Gottes bist, zeige deine Macht . . .“: So denkt Satan, so denkt nun Petrus. Damals hatte Jesus die Versuchung bestanden, indem er sich auf Gottes Heilswillen in der Heiligen Schrift berief und sich damit in die Geschichte Gottes mit Israel hineinstellte. Eine Geschichte des Leidens, des scheinbaren Mißerfolgs, des machtlosen Andersseins. Auch Petrus muß noch lernen, daß er radikal umdenken muß: „Wer mein Jünger sein will, muß seine Vorstellungen von Gott verlieren können, muß meinen Weg gehen, muß mit dem Tod vor Augen mit Widerstand und Verfolgung leben lernen.

Denn Macht und Ansehen haben einen horrenden Preis: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber seine Lebendigkeit einbüßt? Um welchen Preis kann ein Mensch denn sein Leben kaufen?“ Jesus wählt das Leben und ist bereit, dafür den Preis des Leidens zu zahlen. In eine Welt, die dem Schicksalskult und der Idee der Machbarkeit huldigte, in der Anpassung zum Schlüssel für Macht und Einfluß geworden war, stellte Jesus den Gott der Freiheit. Das brachte ihn in Gefahr und machte ihn angreifbar und verletzbar. Der Wille Gottes, auf den er sich berief, war nicht einfach einzufügen in das Bestehende, nicht einfach die Überhöhung der Ideologien von Weltherrschaft und Macht von Menschen über Menschen. (Obschon sich immer wieder die Mächtigen auf eben diesen Gotteswillen beriefen, als sie Millionen Menschen knechteten!)

Und das Ende seines alternativen Weges war die Hinrichtung am römischen Kreuz, denn die Mächtigen ertragen wohl religiöse Bestätigung ihres Anspruchs, niemals aber die Verweigerung im Namen der Freiheit Gottes. Petrus konnte dies noch nicht verstehen, und in der Stunde der Gefahr wird er sich feige von Jesus absetzen, um seine Haut zu retten. Paulus mußte vom hohen Roß fallen und in die Schule des Leidens gehen, um zu begreifen, daß im Kreuz der entscheidende Schlüssel zum Christentum liegt. In diesem Ärgernis des Leidens, der Nichtanpassung, des Ausgestoßen- und Fremdwerdens mitten

unter den Zeitgenossen. „Gleicht euch nicht an . . . lernt umdenken . . . das ist Gottes Wille für die Welt, das ist es, was ihm gefällt und für euch lebenswichtig ist.“ Es ist gleichsam sein theologisches Testament für die späteren Generationen von Christen.

Was haben uns diese Texte heute zu sagen?

Sie sind so aktuell wie damals. Auch unsere Kirche – hier in Zürich – hat die Versuchung der Anpassung um der öffentlichen Anerkennung willen zu bestehen. Erkennt die Synode rechtzeitig, daß in der Verwaltung von Steuergeldern die subtile Gefahr lauert, einen Dienst für die Gesamtheit der Katholiken zum Machtinstrument und Prestigegegewinn verkommen zu lassen? Erkennt eine Wahlkommission die Versuchung, eigene Vorstellungen von einem Pfarrer durch taktische Manöver einer Gemeinde aufzuhalten? Wissen Parteien, die sich christlich nennen, um den Mißerfolg des Paulus in Athen, und haben sie den Mut, ihre Rolle als religiöse Überhöhung mächtiger Ansprüche des Wirtschaftsliberalismus aufzukündigen und eine christliche Alternative zu vertreten? Aber die Herausforderung gilt auch einem jeden von uns, im Alltag mehr Mut zum Anderssein zu finden, zum wirklichen Umdenken, wo man in die unbequeme Lage kommt, gegen den Strom zu schwimmen und gegen den Trend zu gehen. Was damit gemeint sein könnte, hat der Theologe Metz als Ausweichmanöver von dem „gefährlichen Christus“ genannt und scharfsichtig bemerkt: „Im Zuge dieses Ausweichens entsteht ein Christentum nach Art einer bürgerlichen Heimatreligion, die der Gefahr ledig ist, aber auch des Trostes. Denn ein ungefährliches und ungefährdetes Christentum tröstet auch nicht . . . Die tödliche Krankheit der Religion ist nicht Naivität, sondern Banalität. Banal kann Religion werden, wenn sie in ihren Kommentaren zum Leben nur das verdoppelt, was ohne sie – und nicht selten gegen sie – ohnehin zum modernen Konsens wurde.“ Wo das Christentum jedes Ärgernis entschärft, jeden mißliebigen Bibeltext ignoriert, den Protest des Kreuzes im Gerede von Selbstverwirklichung überhört, gibt es seine innerste Lebendigkeit preis – dieses Lebendigkeit ist durch nichts kaufbar, weil es die Frucht des Leidens ist. Es ist der Respekt vor Leiden in einer ganzen Menschengeschichte,

die uns zum entschiedenen Nein gegen den Machbarkeitskult unserer Zeit und seiner Grundströmung von lähmender Resignation und zynischer Gleichgültigkeit zwingt. Unsere Texte möchten uns heute dazu bewegen, mutiger zu sein, die Krise anzunehmen um unserer Lebendigkeit willen. Metz sieht es so: „Wo das Christentum immer beheimateter, immer erträglicher wird, wo es immer lebbarer wird und für viele zur symbolischen Überhöhung dessen gerät, was ohnehin geschieht und was so den Lauf der Welt bestimmt, ist seine messianische Zukunft schwach. Wo es schwer erträglich wird, widerspenstig und dabei mehr Gefahr verspricht als Sicherung, mehr Heimatlosigkeit als Geborgenheit, da ist es offensichtlich dem nahe, der von sich gesagt haben soll: Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe; wer mir fern steht, steht dem Reich fern . . . Nur wenn wir den Krisenbildern treu bleiben, werden auch die Verheißungsbilder uns treu bleiben. Die Bilder vom großen Frieden der Menschen und der Natur im Angesichte Gottes, von der Heimat und vom Vater, vom Reich der Freiheit, der Versöhnung und der Gerechtigkeit, von den abgewischten Tränen und vom Lachen der Kinder Gottes.“

Diese Lebendigkeit ist nicht kaufbar, nicht verwaltbar, nicht organisierbar – sie ist nur um den Preis des Leidens zu gewinnen. Christen müßten sich – nicht zuletzt aus Respekt vor so viel Leiden in der Menschheitsgeschichte – dem Machbarkeitskult verweigern und seine Grundströmung von Resignation zynischer Gleichgültigkeit und Schicksalsgläubigkeit entlarven.

Bücher

Peter F. Schmid, Personzentrierte Gruppenpsychotherapie. Ein Handbuch, Bd. I: Solidarität und Autonomie, Ed. Humanistische Psychologie, Köln 1994, 569 Seiten; Bd. II: Die Kunst der Begegnung (mit einem Beitrag von C. Rogers), Junfermann, Paderborn 1996, 681 Seiten.

Angesichts der Tatsache, daß in der personzentrierten Gruppenarbeit und -therapie

nach Carl Rogers die theoretische Grundlegung der faktisch geübten Praxis weit hinterherhinke, unternimmt Schmid in seinem umfangreichen, zweibändigen Handbuch den Versuch, dieses Theorie-Defizit umfassend aufzuarbeiten. Dies geschieht – neben dem historischen Vergleich mit anderen Gruppenansätzen – zunächst in weit ausholenden, philosophisch-anthropologischen Reflexionen über die Grunddimensionen Begegnung, Gegenwärtigkeit, Spiel und Leiblichkeit.

Während Konzepte, Methoden und Praxisfragen einer spezifisch personzentrierten Gruppenarbeit schwerpunktmäßig in Band II behandelt werden, dominiert im Grundlagenband ein zweifaches Anliegen: Das personzentrierte Konzept soll 1. nicht verkürzt als (rein verbale) „Gesprächstherapie“, sondern umfassend als „Handlungsansatz“ begriffen und 2. nicht als Psychologie des Individuums, sondern als „schon im Grunde sozialer Ansatz“, also grundlegend vom Interaktions- und Beziehungsaspekt her, entwickelt und reformuliert werden.

Ein inhaltliches Referat der beiden Bände mit ihren 17 bzw. 26 Kapiteln verbietet sich angesichts der ausgebreiteten Materialfülle. Wir haben es mit einer überaus gründlich erarbeiteten und sorgfältig reflektierten, anthropologischen Grundlegung des von Carl Rogers und seiner Schule ausgebildeten und weiterentwickelten „personzentrierten“ Ansatzes für die (Gruppen)Psychotherapie der Gegenwart zu tun; sie dürfte in der deutschsprachigen Fachliteratur ihresgleichen nicht finden – ein Standardwerk!

Fragestellung, Konzeptbildung und philosophische Durchdringung der behandelten Materie verraten die Kompetenz des psychologisch wie theologisch (aus)gebildeten Autors, auch wenn naturgemäß theologische Fragen in einem psychologischen Handbuch nicht (oder allenfalls implizit und in Fußnoten) auftauchen. Doch enthalten beide Bände (die sich nur bedingt in einen „theoretischen“ und einen „praktischen“ Teil auftrennen) in vielen Passagen fundamentale Anfragen und Herausforderungen gerade für eine psychologisch-anthropologisch ausgerichtete und verantwortete Praktische Theologie, die im pastoral- und religionspsychologischen Dialog dringend aufgegrif-